

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde-Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch Hein. N a u m a n n's Buchhandlung in Dresden.

Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second class matter.

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. A. Gräbner, 924 Lloyd Straße, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gelder sind zu adressiren: Rev. Th. Zäfel, Milwaukee, Wis.

16. Jahrg. No. 14. Milwaukee, Wis., den 15. März 1881. Lauf. No. 406.

Dennoch Gott zum Trost.

(Ps. 73, 1.)

„Dennoch“ ist ein schönes Wort,
„Dennoch“ heißt mein Glaube;
„Dennoch“ sag ich fort und fort,
Ob ich lieg im Staube,
Ob ich steh'
Auf der Höh',
In des Glückes Schimmer:
„Dennoch“ sag ich immer.

Ob ich bleib ein armer Mann,
Und die andern prangen,
Da ich weder will noch kann,
Wie sie es verlangen;
Ob der Welt
Es gefällt
Mich darum zu plageln!
„Dennoch“ will ich sagen.

Dennoch will ich stille sein
Und an Gott mich halten;
Dennoch laß ich Ihn allein,
Meinen Vater, walten;
Dennoch meint
Er, mein Fremd,
Es mit mir aufs beste:
Damit ich mich tröste.

Claus Harms.

Gott macht aus Gnaden Sünder selig.

Mit den Worten: „Wir waren auch Kinder des Jorns von Natur, gleichwie auch die andern“ (Ephes. 2, 3) bezeugt der heil. Apostel, daß von Natur alle Menschen Kinder des Jorns sind und sich in einen so verderbten Zustande befinden, daß Gott als ein heiliges Wesen an ihnen kein Gefallen haben kann, und daß er als ein rechter Gott sie strafen und verdammen muß. „Denn du bist nicht ein Gott, dem gottlos Wesen gefällt; wer böse ist, bleibt nicht vor dir (Ps. 5, 5).“ Hätte der Herr Jesus sich unser nicht angenommen, so wäre aller Menschen gewisses Loos ewige Qual und Pein in der Hölle. Doch, Gott Lob, wir haben in ihm einen Erlöser und Versöhner. Zum Zwecke unserer Erlösung hat er, der ewige Gottes Sohn, menschliche Natur an sich genommen. Er hat sich unter's Gesetz thun lassen und an der Menschen Statt alle Gerechtigkeit erfüllt. Er hat sich die Sündenschuld des ganzen menschlichen Geschlechts zurechnen lassen und hat sie bis auf den letzten Heller bezahlt mit den rothen Gulden seines göttlichen Blutes, welches er vergossen hat zur Vergebung der Sünden. Auch die Sündenstrafen aller Menschen hat er auf sich genommen und dafür gebüßt

mit seinem unschuldigen bitteren Leiden und Sterben. So hat er alle Menschen erlöst von der Sünde, vom Tode und von der Gewalt des Teufels und allen erworben Gottes Gnade, Vergebung der Sünden, eine vor Gott gültige Gerechtigkeit, ewiges Leben und ewige Seligkeit. Daß dies die untrügliche Wahrheit sei, bezeugen der Prophet Jesaias 53, 5: „Er ist nun unserer Missethat willen verwundet, und um unserer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Friede hätten“; Johannes der Täufer: „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt (Joh. 1, 29)“; Johannes der Evangelist: „Jesus Christus ist die Versöhnung für unsere Sünden; nicht allein aber für die unsern, sondern auch für der ganzen Welt (1. Joh. 2, 2)“; St. Paulus: „Der sich selbst gegeben hat für alle zur Erlösung (1. Tim. 2, 6).“ Ferner schreibt derselbe: „Gott war in Christo und verführte die Welt mit ihm selber (2. Cor. 5, 19).“

Es ist nun freilich wahr, daß dennoch die allermeisten Menschen verloren gehen; aber die Ursache davon ist nicht in Gott, als wollte er nicht alle selig machen; auch nicht im Verdienste Christi, als sei dasselbe nicht für alle hinreichend; sondern einzig und allein in denen, die verloren gehen. Denn soll das allgenugsame Verdienst Christi einem Sünder zur Seligkeit gereichen, so muß es ihm zugeeignet werden. Solche Zueignung aber verhindern viele durch ihr Widerstreben. Weinend spricht der Herr Jesus von den Leuten zu Jerusalem: „Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel; und ihr habt nicht gewollt (Matth. 23, 37).“ Stephanus: „Ihr Halsstarrigen und Unbeschnittenen an Herzen und Ohren, ihr widerstrebet allezeit dem heil. Geist (Apostelgesch. 7, 51).“

Da also nach klarer Lehre heil. Schrift ein Mensch es verschulden kann, daß ihm Christi Verdienst nicht zur Seligkeit gereicht; so entsteht die Frage: Ob ein Mensch denn etwas dazu thun oder helfen könne, daß ihm Christi Verdienst zugeeignet wird oder zur Seligkeit gereicht? Auf diese Frage antwortet ein jeder wahrer Lutheraner: „Ich glaube, daß ich nicht aus eigener Vermunft noch Kraft an Jesum Christum, meinen Herrn, glauben, oder zu ihm kommen kann; sondern der heil. Geist hat mich durch das Evangelium berufen, mit seinen Gaben erleuchtet, im rechten Glauben geheiligt und erhalten, gleichwie er die ganze Christenheit auf Erden beruft, sammlet, erleuchtet, heiligt und bei Jesu Christo erhält im rechten einigen Glauben.“ Damit bekennen wir ja, daß, wer auch nur immer in den Besitz des durch Christum für alle erworbenen Heils kommt

und um des Verdienstes Christi willen ewig selig wird, dies nicht seinem Willen oder Laufen, sondern dem Thun und Wirken Gottes des heil. Geistes zu verdanken habe. Daß dies aber auch die Lehre der heiligen Schrift, und zwar eine sehr trostreiche, sei, kann uns eine andächtige Betrachtung folgender Schriftstelle zeigen. Ephes. 2, 8 und 9 schreibt der heil. Apostel Paulus:

„Denn aus Gnaden seid ihr selig worden durch den Glauben; und dasselbige nicht aus euch, Gottes Gabe ist es; nicht aus den Werken, auf daß sich nicht jemand rühme.“

Mit diesen Worten bezeugt der Apostel durch den heil. Geist, daß Gott Sünder aus Gnaden selig macht.

Wir wollen sehen 1. was es heißt: Gott macht aus Gnaden selig und 2. wie gar tröstlich diese Wahrheit für einen jeden armen Sünder sei.

I.

Daß der heil. Apostel in dem angeführten Spruche nur solche Menschen anredet, denen das durch Christum erworbene Heil schon zugeeignet worden, bekundet er selbst mit den Worten: „Ihr seid selig worden durch den Glauben.“ Gläubige Christen also sind, die er anredet. Wenn er diesen nun zuruft: „Aus Gnaden seid ihr selig geworden,“ so bezeugt er damit ebenfalls ganz deutlich, daß Gott sie aus Gnaden selig gemacht habe. Zum Beweise dafür, daß Gott überhaupt nur aus Gnaden Sünder selig macht, mag nur noch folgende Schriftstelle angeführt werden: „Gott hat uns selig gemacht nicht um der Werke willen der Gerechtigkeit, die wir gethan hatten, sondern nach seiner Barmherzigkeit (Tit. 3, 5).“ Es ist das überhaupt eine so klar und deutlich bezeugte Schriftlehre, daß wohl kaum ein Christ gefunden werden dürfte, der das zu leugnen magte. Allein es fragt sich, was es heißt: Gott macht aus Gnaden Sünder selig? Da hilft auch kein bloßes Meinen und Fürgeben; sondern fromme Herzen fordern Beweise, daß sie der Sache auch gewiß sein können.

Daß mit dem Ausdruck: „Aus Gnaden“ nichts anderes gemeint ist, als: ganz umsonst, ohne alles eigne Verdienst, Werk und Würdigkeit, erklärt der Apostel selbst durch den Zusatz: „Nicht aus den Werken, auf daß sich nicht jemand rühme.“ Man beachte den Gegensatz: Aus Gnaden — nicht aus den Werken. An die Christen zu Rom schreibt er: „Ist aber aus Gnaden, so ist's nicht aus Verdienst der Werke; sonst würde Gnade nicht Gnade sein. Ist aber aus Verdienst der Werke, so ist die Gnade nichts; sonst wäre Verdienst nicht Verdienst (Röm. 11, 6).“ Ihr seid aus Gna-

den selig geworden heißt also nach des Apostels eigener Auslegung: nicht aus Verdienst der Werke, also ganz umsonst.

„Da haben wir es ja,“ so könnte hier jetzt ein fleischlich gesinnter Mensch denken, „die Pastoren predigen fort und fort, daß man rechtschaffen Buße thun und sich von seinem gottlosen Wesen aufrichtig zu Gott bekehren müsse, wenn man nicht ewiglich in der Hölle Qual und Pein erdulden wolle; hier aber werde nun gesagt, daß ein Sünder ganz umsonst selig werde.“

Wie, sollten die Unbußfertigen sich wirklich mit einigem Rechte auf dieses Wort des Apostels für ihre halbstarrige Unbußfertigkeit und ihr fluchwürdiges Sündenleben berufen können? Sollte der Apostel solchen wirklich Veranlassung geben, Gottes Gnade zum Schanddeckel ihrer Bosheit zu machen? Nimmermehr! Denn er sagt ja wiederum ganz klar und deutlich: „Aus Gnaden seid ihr selig geworden.“ Die unbußfertigen und unbekehrten Menschen sind ja aber doch nicht selig. Sie sind ja noch tod durch Uebertretungen und Sünden und darum Kinder des Zorns. Gottes Gesetz verflucht sie! Ihr eigenes Gewissen verdammt sie! Sie haben keinen Frieden im Herzen, keine Gewißheit der göttlichen Gnade, keine lebendige Hoffnung der ewigen Seligkeit! Tod, jüngstes Gericht und Ewigkeit sind ihnen erschreckliche Dinge! Sie sind ja nicht selig; sondern sie befinden sich in einem höchst unseligen Zustande. Zu Zeiten fühlen sie das auch selbst sehr wohl, zumal wenn der Sinnenwansch, den die Sündenlust gewährt, verfliegen ist und der Reuling sich einstellt. Aber wenn so ein ungläubiger Mensch sich auch einbildete, daß er wirklich zufrieden und selig sei, so steht doch Jesu, des Sohnes Gottes Wort da: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen (Joh. 3, 3).“ St. Paulus schreibt Gal. 5, 19—21: „Offenbar sind die Werke des Fleisches, als da sind Ehebruch, Hurerei, Unzucht, Abgötterei, Zauberei, Feindschaft, Hader, Neid, Zorn, Zank, Zwietracht, Motten, Haß, Mord, Eausen, Fressen und dergleichen; von welchen ich euch habe zuvor gesagt und sage noch zuvor, daß, die solches thun, werden das Reich Gottes nicht ererben.“ Ach bilde sich darum doch nur niemand ein, daß er auch ohne alle Sinnesänderung, ohne eine rechtschaffene Bekehrung in den Himmel werde eingehen. Gott macht aus Gnaden selig, heißt nicht: du magst bleiben, wie du bist, und leben, wie es deinem Fleische gelüftet, selig wirst du doch. Das meint der Apostel nicht.

Aber was heißt es denn? Will der Apostel etwa dieses sagen, daß Gott Sünder selig machen wolle unter einer gewissen Bedingung, die sie zu erfüllen hätten? Es kann nicht gelenguet werden, daß es Leute gibt, die der Meinung sind, daß der Sünder auch etwas zu seiner Seligkeit beitragen müsse. Einige von diesen sagen, dieses „Etwas“ sei, daß er glaube, andere, daß er sich bekehre. Das klingt nun freilich sehr fromm, und die also meinen, halten sich gewiß für rechtgläubige Christen. Und doch haben auch diese den eigentlichen Sinn des apostolischen Wortes nicht gefaßt. Könnte der Sünder wirklich aus eigener Vernunft und Kraft an Jesum glauben, oder sich zu ihm bekehren, so würde er freilich nicht ein Weniges zu seiner Seligkeit beitragen, sondern sehr viel; er könnte dann ein Fundament zu seiner ewigen Seligkeit legen, und diese wäre dann in ihm, in seinem eigenen Thun begründet; er hätte dann freilich etwas, dessen er sich rühmen könnte.

Nun ist es freilich wahr, der Apostel sagt: „Ihr seid selig worden durch den Glauben;“ aber er

fügt auch sogleich hinzu: „und dasselbige nicht aus euch, Gottes Gabe ist es; nicht aus den Werken, auf daß sich nicht jemand rühme.“ Auch sonst lehrt die heilige Schrift klar und deutlich, daß der Glaube und darnum auch die Bekehrung Gaben und Wirkungen Gottes seien. So schreibt der Apostel Ephes. 1, 19: „Die wir glauben nach der Wirkung seiner mächtigen Stärke.“ Phil. 1, 29: „Denn euch ist gegeben um Christi willen, daß ihr an ihn glaubet.“ Col. 2, 12: „Ihr seid auferstanden durch den Glauben, den Gott wirket.“ Hebr. 12, 2 heißt der Herr Jesus „der Anfänger und Vollender des Glaubens.“ — Jerem. 31, 18: „Befehle du mich, so werde ich bekehret.“ Phil. 2, 13: „Gott ist es der in euch wirket beide das Wollen und das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen.“

Ihr seid aus Gnaden selig worden durch den Glauben kann darum auch nicht heißen: Gott hat euch umsonst selig gemacht, weil ihr ja auch etwas dazu beigetragen, nämlich weil ihr geglaubt, oder weil ihr euch bekehrt habt. Denn der Glaube und die Bekehrung sind ja schon Gaben und Wirkungen der göttlichen Gnade. Es ist ja wahr, daß kein Mensch ohne Glauben selig wird, und daß niemand ohne wahre Bekehrung das durch Christum erworbene Heil erlangt; aber das ist auch wahr, daß kein Mensch aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesum Christum glauben oder sich selbst bekehren kann.

Gott macht aus Gnaden Sünder selig heißt darum nur dieses: Daß Gott durch sein Wort in einem sündigen Menschen herzliche Reue über sein sündliches Verderben und wahren Glauben an Christum, den Sündentilger, wirkt und ihn also bekehrt von der Finsterniß zum Lichte, ihn um Christi willen die Sünde vergibt, Christi Gerechtigkeit ihm zurechnet und ihn zu seinem Kinde annimmt; ihn sodann auch im rechten Glauben heiligt und erhält und ihn also auf dem geordneten Heilswege selig macht. — Dazu wird er durch nichts von Seiten des Menschen, durch kein Verhalten, Werk, Verdienst oder Würdigkeit bewogen; das ist lauter Gnade und Güte.

Wer das recht erkannt hat, versteht auch, warum die heil. Schrift auf der einen Seite so entschieden bezeugt, daß kein Unwiedergeborener, kein Unbekehrter, kein Sündentuecht, kein Verächter des Wortes Gottes u. s. w. in den Himmel kommt. So lesen wir z. B. in den letzten Kapiteln der Offenbarung: „In das neue Jerusalem wird nicht eingehen irgend ein Gemeines, und das da Grenel thut und Lügen. Denn draußen sind die Hunde, und die Zauberer, und die Hurer, und die Todtschläger und die Abgöttischen und alle, die lieb haben und thun die Lügen.“ Und daß sie auf der andern Seite doch auch wiederum so entschieden bezeuget, daß der Sünder ganz umsonst, aus lauter Gnade und Güte, ohne alles eigene Verdienst, Werk und Würdigkeit die Seligkeit erlangt. Gott nimmt eben keinen Menschen als einen Unbußfertigen in den Himmel; sondern er macht den Gottlosen selig auf dem von ihm selbst geordneten Heilswege, indem er ihn durch das Evangelium beruft, mit den Gaben des heil. Geistes erleuchtet, im rechten Glauben heiligt und erhält. Und wie gesagt, daß Gott dieses thut, daß er einen Sünder in die Heilsordnung hineinstellt und ihn in derselben erhält und also gerecht und selig macht, das thut er aus Gnaden um Christi willen und wird dazu von Seiten des Menschen auch durch nichts bewogen. Denn Gott spricht zu Mose: „Welchem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig; und welches ich mich erbarme, des erbarme ich mich.“ So liegt es nun nicht an jemandes Wollen

oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen (Röm. 9, 15 und 16).“ In der zweiten Bitte bekennen wir: „Gottes Reich kommt wohl ohne unser Gebet, von ihm selbst; nämlich, wenn der himmlische Vater uns seinen heil. Geist gibt, daß wir seinem heiligen Worte durch seine Gnade glauben und göttlich leben hier zeitlich und dort ewiglich.“ Daß ein Mensch dem Worte Gottes glaubt und göttlich zu leben anfängt, ist eine Folge davon, daß der himmlische Vater ihm seinen heil. Geist gegeben. Gabe Gott uns nicht seinen heil. Geist, so blieben wir alle für alle Ewigkeit im Unglauben und Gottlosigkeit. Kann der Mensch also nichts dazu thun, um Gott zu bewegen, daß er ihm gnädig wird und ihn selig macht? Die heil. Schrift antwortet: Nein! nichts, auch rein gar nichts!

Dem steht nicht entgegen, daß Gott uns sein Wort predigen läßt, und daß wir, wenn uns aus dem Gesez unsere Sünde und Gottes Zorn geoffenbart worden, ermahnt werden, doch ja unser sündliches Verderben anzuerkennen, vor Gottes Zorn zu erschrecken und uns darum zu bekümmern, wie wir dem zukünftigen Zorn entrinnen mögen; und daß wir, wenn uns aus dem Evangelio der Herr Christus und seine Wohlthaten geoffenbart worden sind, dringend gebeten und ermahnt werden, ihn als unsern Heiland anzunehmen und uns seines Verdienstes zu getrösten und uns also durch den Glauben an ihn zu Gott zu bekehren, damit wir Vergebung der Sünden empfangen; und daß wir sodann, wenn wir durch den Glauben Gottes Kinder geworden sind, ernstlich vor allen Sünden gewarnt und zum Kampfe wider die Sünde, überhaupt zu einem gottseligen Leben und zur Beständigkeit im Guten ermahnt, gereizt und gelockt werden: denn eben auf diese Weise, d. i. durch das heil. Predigtamt, Wort und Sacramente, bringt uns Gott auf den Heilsweg und erhält uns auf demselben.

II.

Ich weiß nun wohl, daß dies manchem eine harte Rede zu sein dünkt, daß nämlich ein Mensch zu seiner Seligkeit auch rein gar nichts soll beitragen können. Ja, mancher denkt da wohl: „Da werde einem ja aller Trost genommen und da könne man seiner Seligkeit gar nicht mehr gewiß sein.“ Allein, gerade das Gegentheil ist wahr! Dies werden wir ja erkennen, wenn wir um weiter den herrlichen Trost betrachten, der für einen jeden armen Sünder in der Wahrheit enthalten ist, daß Gott aus Gnaden selig macht.

Wer da meinen wollte, daß er seiner Seligkeit nur dann recht gewiß sein könne, wenn er auch etwas dazu thun könne; der befände sich freilich in einem gefährlichen Irrthum. Denn gesetzt den Fall, Gott ließe uns ein solches Evangelium predigen: „Hört, ihr Sünder, ich will euch aus Gnaden und um Christi willen selig machen, aber ihr müßt auch etwas dazu thun.“ Würde da nicht gerade in den bekümmerten Gemüthern, die gerne selig werden wollen, immer der Zweifel bleiben, ob sie das Geforderte nun auch schon geleistet und zwar so geleistet hätten, daß der heil. Gott damit zufrieden sein könne? Zweifel ist aber das Gegentheil von Gewißheit. Nein, die Werke thun es nimmermehr, sie mögen nicht behüten.

Aber gesetzt auch den Fall, ein Mensch wähte endlich, er habe das Geforderte zur Zufriedenheit Gottes erfüllt; worauf wird ein solcher alsdann seinen Glauben, daß Gott ihm nun gnädig sei und ihn selig machen wollte, gründen? Ganz gewiß darauf, daß er nun ja die geforderte Bedingung erfüllt habe. Wer sieht hier nicht, daß ein solcher seinen Glauben auf einen elenden Sandgrund gründet, der die Stürme der Un-

fechtung nicht aushalten kann! Aber was noch schlimmer ist, ein solcher betrügt sich nicht bloß selbst, sondern er raubt auch dem Herrn Christus seine Ehre, daß unser Heil allein in ihm steht, daß er allein der Grund unserer Seligkeit ist. Dagegen rühmt ein wahrer Christ:

„Der Grund, da ich mich gründe,
Ist Christus und sein Blut.“

Einen andern Grund kann niemand legen, außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus (1. Cor. 3, 11).“ Eine Lehre aber, die Christo die Ehre raubt, und uns anweist, unser Vertrauen mehr oder weniger auf uns selbst zu setzen, ist falsch und verderblich, mag sie auch noch so fromm klingen.

Gelegt nun aber den Fall, Gott erklärte einem Sünder: „Höre, o Sünder, ich selbst will, weil ich so freundlich oder leutselig bin, deine Seligkeit in meine Hand nehmen; wie ich dich ohne dein Mitwirken durch meinen Sohn erlöset habe, so will ich nun auch selbst alles, was zur Erlangung der Seligkeit gehört, schaffen, wirken, helfen und fördern, so daß du auf den geordneten Heilweg kommst, auf demselben bleibst und endlich ewig selig wirst.“ Ein solcher könnte doch seiner Seligkeit recht gewiß sein und zwar darum, weil der allweise und allmächtige Gott seine Seligkeit in die Hand genommen. Wie ja auch der Herr Jesus in Wahrheit spricht: „Ich gebe ihnen das ewige Leben; und sie werden nimmermehr umkommen, und niemand wird sie mir aus meiner Hand reißen (Joh. 10, 28).“

„Freilich!“ denkt da etwa jemand, „wenn Gott das thun wollte! Aber wie kann ich wissen, daß Gott mir, mir armen, großen Sünder, eine solche große Gnade erweisen wolle?“ Ich antworte: Das können wir allerdings wissen, und zwar aus der aller sichersten Quelle, aus Gottes eigenem Worte, aus dem Evangelio von der Gnade Gottes in Christo. Denn im Evangelio, das uns der ewige Sohn Gottes geoffenbart hat, verheißt Gott im Christi willen Gnade allen Sündern und Nachkommen Adams, für die sein Sohn Mensch geworden ist, gelebt und gelitten hat, wie schon im Anfange nachgewiesen worden ist. Der Apostel schreibt Tit. 2, 11: „Es ist erschienen (nämlich in Christo, dem Mensch gewordenen Sohne Gottes) die heilsame Gnade Gottes allen Menschen.“ Der Herr Christus selbst bestätigt dieses, wenn er spricht: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken (Matth. 11, 28).“ „Gott hat alles beschlossen unter den Unglauben, auf daß er sich aller erbarme (Röm. 11, 32).“ Wo alle genannt werden, ist ja keiner ausgeschlossen. Warum wolltest du dich denn selbst ausschließen und dem traurigen Gedanken Raum geben, als wollte Gott dir nicht gnädig sein, da er doch niemand ausschließt? Gott beruft ja alle ernstlich zur Gemeinschaft seines Sohnes, zum Genusse seiner Wohlthaten, auch dich und mich. Ja, was sage ich, Gott hat uns bereits Brief und Siegel gegeben. Wir sind ja getauft zur Vergebung der Sünden, und zwar im Namen des dreieinigen Gottes, auf seinen ausdrücklichen Befehl. Uns ist in der Absolution Vergebung der Sünden im Christi willen zugesprochen worden und zwar wiederum im Namen des dreieinigen Gottes, auf seinen ausdrücklichen Befehl. Wir haben im heil. Abendmahl Christi Leib und Blut gegessen und getrunken und damit die Unterpfänder der göttlichen Gnade empfangen. Das alles hat Gott gethan, um uns seiner Gnade ganz gewiß zu machen, und du wolltest noch an seinem gnädigen Willen zweifeln? Ich bitte dich, laß fahren allen Zweifel und glaube nur ganz getrost, daß Gott auch dich im Christi willen

gnädig sein und auch dich ewig selig machen wolle. Denn Gott kann ja doch nicht lügen. Was er verheißt, hält er gewiß. Und hättest du diese Gnade Gottes bisher wenig geachtet, so laß dich doch jetzt bewegen, sie anzunehmen. Denn wir sind ja Botschafter an Christi Statt; denn Gott vermahnet durch uns. So bitten wir nun auch an Christi Statt: Lasset euch verfühnen mit Gott! 2. Cor. 5, 20.

Wie Elisabeth einst zu Maria sprach: „Und o selig bist du, die du geglaubest hast;“ so kann man auch in Wahrheit sagen: Selig ist, wer der gnädigen Zusage Gottes Glauben schenkt. Denn der heil. Apostel sagt in unserer Stelle: „Aus Gnaden seid ihr selig worden durch den Glauben.“ Der Glaube ist nämlich die von Gott geschenkte Nehme-Hand, womit wir das Heil in Christo annehmen und zu eigen bekommen. Durch den Glauben macht Gott selig. Wer glaubt, hat Vergebung der Sünden. „Von diesem Jesu zeugen alle Propheten, daß durch seinen Namen alle, die an ihn glauben, Vergebung der Sünden empfangen sollen (Apostelgesch. 10, 43).“ Wer glaubt, ist gerecht, weil Gott ihn im Christi willen für gerecht rechnet. „Christus ist des Gesetzes Ende, wer an den glaubt, der ist gerecht (Röm. 10, 4).“ Wer glaubt, der hat das ewige Leben, weil Gott es ihm geschenkt hat. Denn der Herr Jesus spricht: „Das ist aber der Wille des, der mich gesandt hat, daß, wer den Sohn siehet und glaubet an ihn, habe das ewige Leben (Joh. 6, 40).“ Wer glaubt, ist ein Kind Gottes. „Denn ihr seid alle Gottes Kinder durch den Glauben an Christo Jesu (Gal. 3, 26).“ Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christ (Röm. 5, 1).“

So kam denn freilich ein jeder arme Sünder es wissen, ob Gott auch ihm Gnade erweisen wolle. Er kann es wissen aus den allgemeinen Verheißungen des Evangeliums, aus seiner Taufe, aus der Absolution und aus dem heil. Abendmahl. Und gerade deswegen können wir daraus der göttlichen Gnade ganz gewiß versichert sein, weil Gott da Gnade zusagt allein im Christi willen, und nicht etwa unter der Bedingung, daß wir auch noch zuvor etwas thun müßten, ehe wir seiner Zusage glauben dürften.

Nun bedenkt doch, ihr lieben Christen, die ihr den Herrn Jesum kennt und wißt, was er ist und was er für uns gethan und uns erworben hat, und in dieser seiner Erkenntniß das herzlichste Vertrauen zu Gott habt, daß er durch Christum ein verfühnter und gnädiger Gott und Vater sei, und euch selig machen wolle, bedenkt wohl: Aus Gnaden seid ihr selig worden durch den Glauben; und dasselbige nicht aus euch, Gottes Gabe ist es; nicht aus den Werken, auf daß sich nicht jemand rühme. Daß ihr Christum kennt, habt ihr nicht aus euch; daß ihr an ihn glaubt, ist Gottes Gabe; daß euch Gott durch den Glauben wiedergeboren und zu seinen Kindern gemacht hat, habt ihr nicht verdient mit euren Werken. Nicht wir können rühmen, daß wir Gott zu uns gezogen hätten, wohl aber hat Gott den Ruhm, daß er sagen kann: „Ich habe dich je und je geliebet, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte (Jerem. 31, 3).“ Wir müssen ja freilich bekennen:

Mir ist Erbarmung widerfahren,
Erbarmung derer ich nicht werth.
Das zähl ich zu dem Wunderbaren,
Mein stolzes Herz hats nicht begehrt.
Nun weiß ich das und bin erfreut
Und rühme die Barmerzigkeit.

Ist das nicht eine ganz wunderbare Gnade, daß

Gott uns, die wir doch seine Feinde waren, zu seinen Kindern angenommen hat? Er hätte uns ja auch ganz wohl in unserm selbstverschuldeten Sündenelende liegen lassen können, wie wir es wohl verdient, zumal diejenigen unter uns, die wir die Taufgnade freventlich verschertzt hatten! Wer von uns hätte alsdann klagen können, daß er uns unrecht gethan?

Nun erwägt weiter: Wozu hat doch wohl Gott das alles an uns gethan, daß er uns durch's Evangelium berufen, mit den Gaben des heil. Geistes erleuchtet, im rechten Glauben geheiligt, und als wir aus eigener Schuld in den geistlichen Tod zurückgesunken, wieder zu sich gezogen und bisher im rechten Glauben erhalten hat? Wahrlich, das hat er dazu gethan, weil er uns für alle Ewigkeit bei sich im Himmel haben will. Ewig sollen wir selig sein! Wie ja der Herr Jesus klar und deutlich zu den Seinen spricht: Ich gebe ihnen das ewige Leben, und sie werden nimmermehr umkommen, und niemand wird sie mir aus meiner Hand reißen.“ Joh. 10, 28. Desgleichen schreibt auch St. Paulus Phil. 1, 6: „Und bin desselbigen in guter Zuversicht, daß der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird's auch vollführen bis an den Tag Jesu Christi.“ Ferner 1. Cor. 1, 8 und 9: „Welcher auch wird euch fest behalten bis ans Ende, daß ihr unsträflich seid auf den Tag unsers Herrn Jesu Christi. Denn Gott ist treu, durch welchen ihr berufen seid zur Gemeinschaft seines Sohnes Jesu Christi unsers Herrn.“ „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen; aber meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer.“ Jes. 54, 10.

Aus Gnaden soll ich selig werden —
Herz glaubst du's oder glaubst du's nicht?
Was willst du dich so blöde geben.
Ist's Wahrheit, was die Schrift verspricht,
So muß auch dieses Wahrheit sein,
Aus Gnaden ist der Himmel dein!

Wie wir denn auch im dritten Artikel bekennen: „Ich glaube, daß er mir sammt allen Gläubigen in Christo Jesu ein ewiges Leben geben wird (und nicht bloß will). Das ist gewißlich wahr!

A. F. S.

„Laß mich bei Zeit mein Haus bestellen.“

Ogleich uns Gottes Wort sagt: „Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet, auch nicht für euren Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr, denn die Speise? Und der Leib mehr, denn die Kleidung?“ (Matth. 6, 25.) So plagen und quälen auch Christen sich doch täglich mit gar vielerlei unnöthigen irdischen Sorgen und machen sich damit nicht allein das Leben sauer und schwer, sondern viele nehmen dadurch auch Schaden an ihrer Seele. Denn der Heiland zählt ja in dem Gleichnisse vom vierfachen Ackerfelde die Sorgen dieser Welt unter den Hindernissen auf, um welcherwillen, so Viele von denen, die doch Gottes reines Wort predigen hören, nicht selig werden können. Und ganz natürlich, denn, wer sein Herz mit den Sorgen dieser Welt hat, wer Tag und Nacht nur danach trachtet, reich zu werden, daß er einst, wie jener reiche Mann, im Evangelio, zu seiner Seele sage: „Liebe Seele, du hast einen großen Vorrath auf viele Jahre, habe nun Ruhe, is, trink und habe guten Muth;“ der hat wohl keinen Raum für andere, bessere und nöthigere Sorgen; ja, er wird kaum wissen oder

glauben, daß ein Mensch, der selig werden will, noch andere vornehmere Sorgen haben muß.

Welches soll nun aber eines Menschen vornehmste Sorge sein? Antwort: „Daß er habe eine gewisse Hoffnung des ewigen Lebens.“ Ist das nun auch deines Lebens vornehmste Sorge, oder hast du dich vielleicht noch nie ernstlich mit dieser, für dein ewiges Heil so wichtigen Frage beschäftigt, mein lieber Leser? Denkst du vielleicht wie so Viele, dazu habe ich noch Zeit, jetzt ist es noch nicht am Sterben, wenn es mit mir erst einmal so weit sein wird, dann will ich auch fragen: Was soll ich denn thun, daß ich selig werde? Ach siehe, gerade so wird wohl jener reiche Mann auch gedacht haben, aber ehe er ans Sterben dachte, da hieß es: „Du Narr, in dieser Nacht wird man deine Seele von dir fordern und weiß wird es sein, das du bereitet hast?“ Willst du nun dereinst nicht auch so wie dieser reiche Mann und wie manche gleichgiltige Christen ohne eine lebendige Hoffnung des ewigen Lebens sterben, so bestimme dich bei Zeiten, in deinen gesunden und guten Tagen um das Eine, was dir noth thut, denn du weißt ja nicht, ob heut oder morgen auch dein Stündlein kommt, da es auch zu dir heißen wird: „Du mußt sterben!“

Damit du nun aber lernest, wie gut es ist, wenn du in deinen gesunden und glücklichen Tagen mit Ernst nach dem trachtest, was dir dein Sterbepette einst leicht und selig machen kann, so lies einmal mit ernstem Nachdenken diese beiden nachfolgenden kleinen Geschichten, die ich kürzlich in einer Missionschrift gelesen und dir zu Liebe und will es Gott zum Segen, hier noch kurz erzählen will.

Prinzessin Charlotte, die Tochter des Königs Georg IV. von England, war eine der ausgezeichnetsten, liebenswürdigsten und hoffnungsvollsten Damen der britischen Nation. Sie war 1796 geboren, verheiratete sich 1816 mit Prinz Leopold von Coburg, dem nachmaligen König von Belgien und lebte mit ihm in sehr glücklicher Ehe. Sie war der Liebling des englischen Volkes und wurde nur „Englands Hoffnung“ genannt. Kurz vor ihrer Trauung mit Leopold wurde sie von einem Geistlichen besucht, der in Armensachen um Zutritt bei ihr gebeten hatte. Ehe er wieder wegging, sprach die edle Prinzessin zu ihm: „Erlauben Sie mir noch eine Frage. Was ist nach Ihrer Ansicht nöthig, um ein Sterbepette leicht zu machen?“ Der Geistliche war über diese ihm völlig unerwartete Frage, und zwar aus dem Munde einer so hochgestellten Dame, die von Schönheit, Aemuth und Gesundheit strahlte, so betroffen, daß er nicht umhin konnte, der Prinzessin sein Erstaunen zu äußern, zugleich mit der Bemerkung, warum sie diese Frage nicht lieber an ihren vortrefflichen Hofsprenger richte. „D.“ erwiderte die Prinzessin, „ich habe an mehr als an Einen schon dieselbe Frage gerichtet; mein Wunsch ist aber, auch Ihre Ansicht über diese so unendlich wichtige Sache zu hören.“ Darauf erwiderte der Geistliche, daß man nach seiner Ueberzeugung, um leicht und selig sterben zu können, vor Allem fleißig das Wort Gottes lesen und hören müsse, denn dasselbe bezeuge, daß der Glaube an den Herrn Jesus Christus das einzige Mittel sei, um ein Sterbepette leicht zu machen. Da brach die Prinzessin in Thränen aus und sagte: „Wie oft hat mir mein Großvater das gesagt. Aber er pflegte hinzuzufügen, daß ich nicht bloß Gottes Wort lesen, sondern auch um den heil. Geist bitten müsse, daß derselbe mir das Verständniß der heil. Schrift aufschließe.“

Beim Abschied bat sie den Geistlichen, er möchte

ihrer in seinem Gebet gedenken. Der wackere Mann erwiderte, er thue das bereits täglich nicht bloß aus Pflicht, sondern auch aus besonderer Theilnahme für die Prinzessin; sie dürfe deshalb versichert sein, daß er ihrer auch fernerhin in seinen armen Gebeten gedenken werde. „Nennen Sie Ihre Gebete nicht arm,“ erwiderte die königliche Hoheit, „denn Sie wissen ja, daß das Gebet des Gerechten viel vermag, wenn es ernstlich ist.“

Bald darauf (am 2. Mai 1816) fand ihre Vermählung statt. Am 5. November ward sie von einem todtten Kindlein entbunden und wenige Stunden darnach war sie selbst — eine Leiche.

Ach wie gut ist es, wenn man sich in guten gesunden und glücklichen Tagen mit der Frage ernstlich beschäftigt, die auch dieser Königstochter die vornehmste war; dann kann man selbst auch als ein armer verachteter Lazarus froh und freudig dem Tode entgegen gehen, wie uns folgendes Beispiel zeigt.

Ein Missionar auf der Insel Jamaica erzählt folgendes: Eines Tages fand ich eine arme Sklavin am Boden auf einer Strohmatten liegen und mit dem Kopf an eine Kiste gelehnt. Krankheit und Alter hatten sie dem Tode nahe gebracht. Ich sah nie größeres Elend. Als ich bei ihr eintrat, sagte sie: „Oh Lehrer, ich freue mich, Sie zu sehen. Ich meinte, ich würde sterben und nicht mehr im Stande sein, Ihnen zu sagen, wie gut unser Heiland ist. Oh Lehrer er ist gut, zu gut gegen mich arme schwarze Negerin!“ Nach einigen Zwischenreden fragte ich sie, ob sie gerne sterbe. Da glänzten ihre Augen vor himmlischer Freude und sie rief: „Oh Lehrer, der Natur graut's wohl vor dem Tode, aber Jesus ist für mich gestorben und nun fürchte ich mich nicht mehr vor dem Sterben. Ich gehe zu Ihm. Er ist gut.“ In diesem Glauben blieb sie, bis sie nach wenigen Tagen sanft entschlief, um droben bei ihrem Heiland wieder zu erwachen.

J. J. M.

Des Christen Leben.

In einem alten Schriftstück aus der ersten Zeit der christlichen Kirche, das unter dem Namen: Der Brief an Diognet bekannt ist und von manchen dem Apologeten und Märtyrer Justus, von anderen einem unbekanntem Verfasser zugeschrieben wird, findet sich eine merkwürdige Schilderung des Lebens der ersten Christen, die wir hier in deutscher Uebersetzung abdrucken.

„Die Christen sind weder durch ihre Wohnsitze, noch Sprache, noch durch ihre bürgerlichen Lebensverhältnisse von den übrigen Menschen unterschieden. Sie bewohnen weder eigene Städte, noch bedienen sie sich einer eigenthümlichen Sprache, noch haben sie eine auffallende Lebensweise. Ihre Lehre ist nicht eine Erfindung grübelnder Menschenweisheit und Klugheit, noch geben sie irgend etwas auf menschliche Meinung, wie Manche. Aber obgleich sie in den Städten der Griechen und der Barbaren wohnen, je nachdem einem Jeden sein Loos zu Theil geworden, und den Landes-sitten in Kleidung, Nahrung und der übrigen Lebensweise folgen, so erscheint dennoch ihr ganzer Lebenswandel unseren Blicken wunderbar und allgemein auffallend (paradox). Das eigene Vaterland bewohnen sie, aber wie Fremdlinge. Sie nehmen an Allem Theil wie Bürger; und sie dulden Alles wie Fremde. Ein jedes fremde Land ist ihnen Vaterland, und jedes Vaterland wie ein fremdes Land. Sie schließen Ehen, wie Alle und haben Kinder; aber sie setzen die neugeborenen

Kinder nicht aus. Sie leben im Fleisch; aber nicht nach dem Fleisch. Sie wohnen auf der Erde; aber ihr Wandel ist im Himmel. Sie gehorchen den bestehenden Gesezen; aber durch ihr Leben sind sie erhaben über die Geseze. Sie lieben Alle; aber sie werden von Allen verfolgt. Man kennt sie nicht, und doch verurtheilt man sie. Man tödtet*) sie und doch kommen sie dadurch zum Leben. Sie sind arm, und doch machen sie Viele reich. An Allem leiden sie Mangel, aber an Allem haben sie Ueberfluß. Man verachtet sie, aber in der Verachtung sind sie mit Ehren geschmückt. Man lästert sie, aber sie sind gerechtfertigt. Man beschimpft sie; aber sie segnen.***) Man behandelt sie mit Hohn; und sie erweisen Ehrerbietung. Sie thun Gutes; aber wie Uebelthäter werden sie bestraft. Der Strafe des Todes freuen sie sich, denn sie kommen dadurch zum Leben. Von den Juden werden sie als Fremdlinge befeindet, und von den Griechen erleiden sie Verfolgung; aber was der Grund dieser Feindschaft sei, wissen die nicht zu sagen, die sie hassen.

Kurz, was in dem Leib die Seele ist, das sind in der Welt die Christen. Die Seele ist mit ihrem Leben durch alle Glieder des Leibes verbreitet; so auch sind die Christen durch alle Städte der Welt zerstreut. Die Seele wohnt zwar in dem Leibe; aber sie ist nicht von dem Leibe. Die Christen wohnen in der Welt, aber sie sind nicht von der Welt.†) Unsichtbar wird die Seele von dem sichtbaren Leibe umschlossen; so sind auch die Christen sichtbar nach ihrem Leben in der Welt, aber unsichtbar ist ihr gottesfürchtiger Sinn. Das Fleisch haßt und beseindet die Seele, obgleich ihm nichts von ihr zu Leide geschieht, weil sie es verhindert, seine Begierden zu befriedigen. So haßt die Welt auch die Christen, die ihr nichts zu Leide thun, weil sie den Lüsten derselben sich widersetzen. Die Seele liebt das Fleisch, was sie haßt, und des Leibes Glieder; und die Christen lieben diejenigen die sie hassen. Eingeschlossen ist zwar die Seele von dem Leibe; aber sie hält doch den Leib zusammen; und die Christen werden zwar von der Welt wie in einem Gewahrsam gefangen gehalten; aber sie gerade sind es, welche die Welt zusammenhalten. Unsterblich wohnt die Seele in sterblicher Hütte und die Christen haufen als Fremdlinge inmitten der Vergänglichkeit und erwarten im Himmel die Unvergänglichkeit. Hart gehalten in Speise und Trank, wird die Seele vollkommener; und die Christen, täglich mit dem Tode bestraft, nehmen immer mehr zu. Solch' eine wichtige Stellung hat ihnen Gott angewiesen; und diese zu verlassen ist ihnen nicht gestattet.“

*) 1. Corinth. 6, 9. 10.

**) 1. Corinth. 4, 12.

†) Ev. Joh. 17, 11. 14. 16. Vgl. 1. Joh. 4. 5. 6.

Eines reichen Mannes Urtheil über den Reichthum.

Nach „Aug. och Miss.“

Von Jacob Ridgeway, einem reichen Mann in Philadelphia, der vor Jahren starb und ein Vermögen von fünf oder sechs Millionen Dollar hinterließ, erzählt man folgendes.

„Mr. Ridgeway“, sagte ein junger Mann, der sich mit dem Millionär unterhielt, „Sie sind mehr zu beneiden als irgend jemand den ich kenne.“

„Wie so?“ entgegnete Mr. Ridgeway, „ich weiß nichts, um das man mich besonders beneiden könnte.“

„Nicht so?“ fragte der junge Mann verwundert; „sind Sie denn nicht Millionär? Denken Sie doch, wie viel Sie jeden Monat einnehmen.“

„Na, und was dann?“ antwortete Ridgeway. „Alles was ich davon habe, ist Nahrung und Kleidung; und ich kann doch nur für einen essen und nur einen Anzug auf einmal anziehen. Können Sie denn nicht dasselbe thun?“

„Ach ja,“ sprach der Jüngling; „aber denken Sie an alle die schönen Häuser, welche Ihnen gehören, und an die Miethe, welche Sie dafür einnehmen.“

„Habe ich es darum besser?“ versetzte der Reiche. „Ich kann nur in einem Hause auf einmal wohnen; und was die Miethe betrifft, die ich dafür beziehe, so kann ich damit allenfalls noch mehr Häuser kaufen, um andere darin wohnen zu lassen. Die haben den Nutzen davon; ich nicht.“

„Aber Sie können prächtige Möbel kaufen und kostbare Gemälde und schöne Wagen und Pferde, mit einem Wort, alles was Sie wünschen.“

„Und wenn ich das nun gekauft habe, was dann?“ antwortete Mr. Ridgeway. „Ich kann die Möbel und Gemälde ansehen, und der ärmste Mann, der nicht blind ist, kann das auch. Ich fahre kaum besser in dem schönen Wagen, als Sie in einem Omnibus fahren können für fünf Cents, und Sie brauchen nicht Kutscher, Bediente, Stalljungen u. s. w. Und was das „alles was ich wünsche“ betrifft, so kann ich Ihnen sagen, daß wir um so glücklicher sind, je weniger wir in dieser Welt wünschen. All mein Reichthum kann mir nicht einen Tag meiner Lebenszeit kaufen, kann mir meine Jugend nicht wieder kaufen, kann mich nicht freikaufen von Krankheit und Plage, kann mir nicht Macht gewähren den Tod aufzuhalten. Und was hilft mir dann alles, wenn ich nach einigen wenigen Jahren mich ins Grab muß legen lassen und von allem auf immer Abschied nehme? Junger Mann, Sie brauchen mich nicht zu beneiden!“ G.

Ein Brand aus dem Feuer.

Zu Göppingen, fünf Meilen von Stuttgart in Schwaben, war um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts der berühmte Theologe Jacob Andrea, Mitverfasser der Concordienformel, Pastor und Superintendent. Dieser hörte einst, daß zwei Meilen von Göppingen in Weißenstein ein Jude, der wegen eines begangenen Diebstahls zum Tode verurtheilt war, erdroffelt werden sollte, und weil er doch sehen wollte, in welcher Confession der Jude sterben würde, begab er sich um die Zeit, da die Hinrichtung stattfinden sollte, auf den Richtplatz. Dort fand er den armen Verurtheilten schon angebunden. Zwei Hunde, die man, den einen rechts, den andern links, mit den Hinterbeinen fest gemacht hatten, bellten den unglücklichen Menschen wüthend an und zerfleischten ihn mit ihren Zähnen; zu gleicher Zeit waren katholische Priester mit ihm beschäftigt und versuchten, ihn zu bekehren. Der Jude kümmerte sich nicht um ihre Reden; so oft aber das Toben der Hunde etwas nachließ, sang er in seinem Jammer Trostsprüche aus dem hebräischen Psalter oder rief mit Bitten und Flehen den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs um Erbarmen an. Als der Pastor von Weißenfels, der im Herzen der evangelischen Lehre zugethan war, obgleich er aus Menschenfurcht äußerlich beim römischen Bekenntniß blieb, Andrea's ansichtig wurde, ging er hin zu ihm und forderte ihn auf, zu versuchen, was er mit dem Juden anfangen könne. Andrea ging nach einigen Bedenken auf die Aufforderung ein; er trat hin zu dem Juden, hieß seine Gebete zu dem Gotte Abrahams, Isaaks und Jakobs recht und gut, da ja Abraham, Isaak und Jakob auch den einen und wahren

Gott angerufen hätten. Darin aber, sagte er, sei er im Irrthum, wenn er glaube, man müsse den Gott Abrahams verlassen und verleugnen, wenn man Jesum Christum, Marias Sohn, anbeten wolle. Denn dieser werde ja in den Propheten Gott, Jehovah genannt. Er hielt ihm die Stelle Jeremias 23, Vers 5 und 6 vor, wo geschrieben stehe: „Siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr, daß ich dem David ein recht Gewächs erwecken will, und soll ein König sein, der wohl regieren wird und Recht und Gerechtigkeit auf Erden anrichtet. Zu desselbigen Zeit soll Juda geholfen werden und Israel sicher wohnen; und dies wird sein Name sein, daß man ihn nennen wird: Herr (Jehovah), der unsere Gerechtigkeit ist.“ Da sei es ja klar und deutlich ausgesprochen, daß der Messias wahrer Mensch aus dem Samen Davids, zugleich aber auch wahrer Gott, der Schöpfer Himmels und der Erde sein soll. Wer also an Christum glaube, der habe aber den Glauben Abrahams, Isaaks und Jakobs; denn jene Erzväter hätten auch an diesen Heiland als den wahren Gott geglaubt und mit Freunden seinen Tag gesehen. Weil aber Christus wahrer Mensch und wahrer Gott gewesen sei, habe er auch die Strafe für die Sünden der ganzen Welt tragen können, die so groß sei, daß keine Creatur im Himmel und auf Erden sie hätte tragen können. Wie groß diese Strafe sein müsse, könne er, der Jude, ja an sich selbst abnehmen; da er ja jetzt leide nicht für die Uebertretung aller Gebote, sondern nur eines einzigen, und nicht einmal für alle Uebertretungen, die er gegen dies eine Gebot begangen habe; und zwar thue er durch diese Strafe für diese eine Uebertretung nicht einmal Gott, sondern nur den Menschen genug. Die Uebertretungen aber, die er heimlich in Gedanken gegen dies Gebot verübt habe, seien nach dem Gebot „dich soll nicht gelüsten“ auch Diebstähle, und für die habe er nicht genug gethan. Wie groß müsse also die Strafe sein, die er zu erwarten habe für die Uebertretung aller übrigen Gebote, die er in Gedanken, Worten und Werken begangen habe, da doch Moses sage: „Verflucht ist, wer nicht bleibet in alle dem, das geschrieben ist im Buche dieses Gesetzes!“ Christus aber, der wahre, ewige Gott, habe in unserm Fleische diesen Fluch auf sich genommen, die Sünden der ganzen Welt versöhnt, auch durch vollkommenen Gehorsam für uns dem Gesetze genug gethan. Auf ihn habe Gott, wie Jesaias der Prophet sage, unser aller Sünde geworfen, und wenn er, der Jude, an ihn glaube, so habe er eben den Glauben Abrahams, Isaaks und Jakobs und werde in demselben gewißlich selig.

Der Mißethäter hörte alles mit gespannter Aufmerksamkeit an; ja selbst die grimmigen Hunde sollen während der Ansprache still gewesen sein und dem Juden Ruhe gelassen haben. Als Andrea geendet hatte, trat er zurück, ging die Anhöhe, auf der sich die Richtstätte befand, hinunter und war schon dabei, sein Pferd zu besteigen; aber auf Bitten des Verurtheilten wurde er zurückgerufen. „Ach Herr, ach Herr!“ schrie der arme Sünder, „gib daß ich nicht ohne Taufe sterbe!“ — Andrea fragte ihn darauf: „Glaubst du dem, was ich dir aus den heiligen Schriften von Christo vorgehalten habe?“ „Ich glaube,“ antwortete der Jude, „Gott weiß es.“ „Siehe zu,“ antwortete Andrea, „daß du dich nicht also anstellst, um dein Leben zu behalten.“ „Daran denke ich nicht,“ versetzte der Jude; „du siehst ja, wie jämmerlich ich von den Hunden zerfleischt bin. Nicht das irdische, sondern das ewige Leben suche ich. Helfst, daß mich der Tod nicht vor der Taufe erfäßt. Ich wünsche nicht zu leben, sondern zu sterben, wenn mir die Taufe zu theil wird.“ Als so Andrea die

Ueberzeugung gewonnen hatte, daß Gott in dem armen Menschen eine wahre, aufrichtige Bekehrung gewirkt habe, stärkte er seinen Glauben noch weiter mit Sprüchen aus den Propheten. Noch an demselben Tage empfing er von dem Pastor von Weißenstein die heilige Taufe, und erst nachdem dies geschehen, wurde das Urtheil des weltlichen Gerichts durch Erdrosselung vollzogen.

Ein Bild aus dem Leben.

Ein Bild aus dem Leben.

(Fortsetzung.)

II.

Die junge Frau hatte gar bald die Veränderung bemerkt, die mit ihrem Manne vorgegangen war. Einmal an einem Sonntagnachmittag stand Johann in der Thür der Mühle und schaute den jungen Leuten zu, die unter der großen Linde ihr lustiges Wesen hatten. Da trat Theres zu ihm, faßte ihn sanft bei der Hand und sprach:

„Johann, dir fehlt etwas. Du bist nicht wie sonst. Was ist dir. Sag es deinem treuen Weib. Hab ich vielleicht selber dich beleidigt? Das thät mir weh!“

„Du hast mir nichts gethan, und ich weiß selbst nicht, warum ich so wunderbarlich und verdrießlich bin. Manchmal ist mir ja schier zu Muth, als sollt ich Alles in Stücke schlagen, und doch weiß ich nicht, warum.“

„Mein lieber Mann, ich will dir den Grund sagen, aber du darfst nicht böse werden. Verstanden?“

„Ja wohl.“

„Nun sieh. Du bist ein junger Mann und hast die Gesellschaft gern. Du arbeitest die ganze Woche und bist immer geschäftig, wirst müde, und trinkst gern manchmal ein Glas Bier. Du hast recht, warum solltest du denn das nicht thun? Ist es ja doch keine Sünde, und du verdienst ja so viel, daß du es dir schon gönnen kannst. Dem alten Vater thut es gewiß auch gut. Also schau, folg schön. Morgen fährt der Hiesel mit Getreid und Mehl zu meinem Vetter, dem Brauer in die Au; daß der dann nicht leer heimfährt, soll er ein paar Fässer aufladen; es ist immer gut, wenn man so etwas im Haus hat; wir haben immer Gäste, und zum Wirthschick ich ohnehin nicht gern. Ist es dir so recht, Johann?“

„Freilich, liebes Weib; ich hab auch schon daran gedacht, aber ich wollt es dir nicht sagen, denn ich hab geglaubt, daß du es nicht gern siehst.“

„Warum nicht gar. Da könnt ihr dann und wann zusammenkommen, ein paar brave Männer, dann habt ihr doch eine Unterhaltung. Aber — —“

„Nun was meinst du? Was willst du sagen?“

„Nicht wahr, Johann, den ausgelassenen Wagner und den verurtheilten Jägerburschen bringst du nicht in's Haus; ich hab immer eine solche Angst vor ihnen, als sollt uns von ihnen etwas Uebles geschehen.“

Sei ohne Sorgen, die betreten mein Haus gewiß nicht; ich bin froh, daß ich mich von ihnen losgemacht habe. Ja diese Gesellschaft hatt mich noch in's Unglück gestürzt.“

„Nun Gott Lob, daß du es einsehst. — Sieh! da kommt unser alter Freund, der Plattschmied. Setz' dich mit ihm dort unter die Linde, ich schick den alten Vater hinaus, und Ihr könnt dann so lang plaudern, bis das Abendessen gerichtet ist. Wenn ich fertig bin, dann will ich Euch rufen.“

In der Steinmühle ging Alles den alten, ruhigen Gang fort, und das Glück der guten Leute war um so größer geworden durch einen Zuwachs in der Familie, durch einen gesunden Knaben. Die alte Großmutter hatte vollauf zu thun, und der Alte, der jetzt das Geschäft in der Mühle ganz dem Johann übergeben hatte, schien nichts Anderes zu thun zu haben, als den lustigen Buben zu herzen und herumzutragen. Mit seiner Gesundheit aber stand es zusehends sehr schlecht, und es ward alle Tage ärger. Er hustete sehr schwer, sein Gesicht war ganz eingefallen, und er konnte nicht mehr ohne Stock ausgehn, und selbst da mußte er jeden Augenblick still stehn. Die junge Müllerin war eine gar rechtschaffene brave Hausfrau, verstand die Wirthschaft, war freundlich mit den Hausleuten und mildthätig gegen die Armen. Sie hielt auf Ordnung und Zucht, und gewiß meldete sich in der Steinmühle kein Dienstbote, der nicht recht gut thun wollte. Besonders sah sie darauf, daß das Morgen- und Abendgebet immer gemeinschaftlich gebetet ward, und wenn vom Pfarrthurn herüber das Glöcklein erscholl, da rief sie alle schnell herbei und es war das Zeichen zum Gebet. Der alte Steinmüller hatte das schon lange einführen mögen, aber er hat sich nicht recht getraut, und wann ich es aufrichtig sagen soll, er hat immer ein wenig Angst vor seinem Sohn Hans gehabt. — Der junge Müller liebte seine Frau von ganzem Herzen, und er folgte ihr sehr gern, da er sah, daß sie ihn niemals kommandirte, sondern Alles nur in Liebe sagte. — Das gemeinschaftliche Gebet im Hause war ihm seit jeher zuwider, und er hätt es gern wieder eingestellt, besonders da er als Hausvater den Dienstleuten vor und nach Tisch vorbegeben sollte; aber Theresie mußte ihn so geschickt zu behandeln, daß er sich endlich daran gewöhnte. Nur einmal war er gar sehr aufgebracht. Es kam nämlich der älteste Gesell zu ihm auf die Stube und kündigte ihm den Dienst auf.

„Meister,“ sagte er, „ich bin schon zwölf Jahre in dieser Mühle Altgesell, und ich bin schon als Bub hier aufgewachsen. Das Mühlwert hab ich im Griff, und bin da so in meinem Element, daß ich Alles gut handzuhaben wüßte, wenn ich auch blind wär. Ich geh nicht gern fort. Meister, Ihr seid ein ehrlicher Mann, Euer Vater ist auch ein Ehrenmann, gegen Euch zwei und die alte Müllerin hab ich auch nichts; aber die junge Frau mit ihren Einfällen und der übertriebenen Frömmigkeit ist mir zuwider. Das fehlte noch, daß ich mich von der jungen Frau sollt ausmachen und kommandiren lassen wie ein neuer Lehrling. Legst du, wie ich heimkommen bin aus dem Wirthshaus, da hab ich etwas zu viel gehabt. Nun Meister, Ihr wißt schon, wie es manchmal geht; ich hab etwas zu viel getrunken, das leugne ich nicht ab. Was geht das aber die Meistern an? Hat sie mich ausgemacht, wie den schlechtesten Jungen! Da müßt ich doch ein Narr sein, wenn ich mir solche Sachen gefallen lassen sollt. Sucht Euch einen andern Gesellen; nächsten Samstag ist meine Zeit gar aus, aufgekündigt hab ich auch schon, wie sich's gebührt, vorher, und wenn es Euch recht ist, möcht ich wohl noch heute fortgehn in die Stadt, damit ich noch einen ordentlichen Platz find.“

Der junge Mann ward darüber ganz verdrießlich. Steffen war sein bester Gesell, er konnt sich ganz auf ihn verlassen und ihm Alles anvertrauen. Deshalb verlor er ihn nicht gern und sagte begütigend:

„Steffen, du weißt, ich halte große Stücke auf dich. Sei kein Narr, und schlag dir die Mücken aus dem Kopf. Die Theres ist ein braves Weib und versteht die Hauswirthschaft aus dem Fundament. Daß sie so auf Ord-

nung hält, nun, das muß du ihr schon zu gut halten. Sie meint es ganz gewiß sehr gut. Bleib also, Steffen, ich werd schon mit ihr reden, daß sie mit dir glimpflicher umgeht.“

„Mein Meister, ich habe das fromme Unwesen schon lange satt; mir schmeckt kein Bissen mehr. Ein armer Gesell wie ich hat auf Erden ohnehin nichts als sein Bischen Freud; wenn man ihm auch das noch verbittert, so wär's ja zum Aufhaken. Die ganze Woche soll ich mich plagen wie ein Thier, und wenn der Sonntag kommt, so soll ich in der Stube sitzen wie ein altes Mütterchen. Meister, ich geh und laß mir's nimmer ausreden.“

Hans wendete sich verdrießlich um, ging zu dem Wandschränk, wo er sein Geld darin hatte, nahm einige blinkende Thaler heraus, und gab sie dem Gesellen.

„Steffen,“ sagte er, „wann du immer zurückkehren willst, so komm, wenn du keinen anständigen Platz findest; die Steinmühle ist immer offen für dich, und wo ich dir mit etwas helfen kann, da werd ich es mit größter Freude thun.“

„Meister,“ erwiderte der Müllergesell, „ich will Euch zum Abschied noch eine Lehre geben. Euer Weib weiß nur zu gut, daß sie Euch kommandirt, und daß Ihr Euch wie ein kleiner Bub regieren laßt! — Wenn es so fortgeht, werdet Ihr schon an mich denken; sie wird Euch mit der Zeit schon andere Liedein singen, laßt Euch nur so fort befehlen. Die Leut lachen schon über Euch, und es ist gewiß nichts schändlicher, als ein Weiberregiment. Genug davon, wer nicht hören will, muß fühlen.“ Er reichte ihm hierauf die Hand und ging.

„Es ist doch eine ärgerliche Sache,“ brummte Hans für sich in den Bart hinein. „Der Steffen ist sonst eine gute Haut. Mein Weib meint es gut, das ist gewiß, aber sie treibt es doch ein wenig zu weit. Es ist ja doch wahr. Wer ist denn der Herr im Haus? Ich bin's, das ist ausgemacht. Daß mich die Leute auslachen, das darf ich nicht dulden. Es wär doch gar zu schändlich, wenn der Johann Stein sich sollt von Jemand auslachen lassen. Nein! da hat sich die Frau Müllerin verrechnet.“ So brummte Hans und ging hinab in die Mühle und ließ seinen Zorn an den Lehrlingen aus. Zum Mittagessen ging er in die Stube und war ganz verdrießlich.

„Johann, was bist du denn heute so wunderbar?“ fragte ihn die junge Frau.

„Ich wunderbar?“ — Nicht das ich wüßte,“ sagte Hans verdrießlich.

„Schau doch an, jetzt will er's noch leugnen. Bist du ja heute durch die Mühle herumgefahren wie der Sturmwind im November. Und die Uhren von unsern Lehrlingen, die haben vielleicht bis jetzt noch ein Andenken davon. Sag mir lieber Mann, bin ich etwa die Ursache?“

„Du? nein, geradezu nicht.“

„Johann, du hast etwas gegen mich und willst mit der Farbe nicht heraus; sag nur aufrichtig, was es ist.“

„Ei, ich hab wahrhaftig nichts gegen dich, aber es verdrießt mich, daß der Steffen fortgegangen ist. Er hat immer so fleißig und redlich gearbeitet, ist schon so lange Jahre in der Mühle gewesen, und jetzt geht er auf und davon, wo ich ihn am meisten brauch. Ich nähm nicht hundert Thaler dafür, wenn er da wär. Und er hat sich auf dich ausgerebet. Er hat gesagt, du bist zu streng, und was weiß ich noch was Alles.“

„Ich sollt die Schuld daran sein, das wär mir leid. Schau Johann, ich war gewiß nur zu gut gegen

ihn. Seiner alten Mutter hab ich Flachs, Mehl und ein ganz Fässel Schmalz in der vorigen Woche geschickt, und dem Steffen hab ich ein Paar alte Hemden gegeben, die du nicht mehr trägst. Aber das ist das Ganze, der Steffen ist liederlich. Du weißt, er trinkt gerne und hat am Sonntag den ganzen Verdienst von der Woche vergendet im Wirthshaus. Ein Säuser ist ein Fluch fürs Haus und gibt ein böses Beispiel für Jedermann. Am letzten Feiertag ist er ganz voll getrunken nach Hause gekommen um Mitternacht, hat einen argen Kärm angefangen; das hab ich ihm gesagt am andern Morgen, daß wir das nicht leiden können, und er hat mir so grob darauf geantwortet, daß ich dir nichts hab sagen wollen, denn ich habe Angst gehabt, es möcht einen Verdruß absetzen. Da ist er denn voll Verdruß davon gegangen. Ich kann gewiß nichts dafür. Sei also nicht mehr böse gegen mich.“

„Mein liebes Weib, du hast ganz recht gethan. Lieber jedes Jahr hundert Thaler weniger Verdienst, als einen solchen Menschen im Haus!“

Sie redeten jetzt ganz freundlich mit einander, und es war bald vorüber mit dem Verdruß, dem ersten, den sie in den zwei Jahren ihrer Ehe mit einander hatten.

Auf der Steinmühle ging Alles prächtig vorwärts. Was der junge Müller unternahm, gelang ihm, und sein Geschäft war das beste in der Gegend. Johann hielt seine Leute gut, jeder bekam ordentlich was ihm gebührte, mußte aber dafür arbeiten, wie es sich gehörte. Die Bauern bekamen ihr Mehl zu rechter Zeit und Alles wie beim alten Steinmüller sehr redlich. Konnten sie nicht gleich bezahlen, der junge Müller drückte sie nicht, und so war er überall beliebt. Die junge Müllerin war eine ganz wackere brave Hausfrau. Sie schaute auf Alles und wußte Alles im Hause zurecht zu bringen. Die Nachbarn und andern Leute, welche die Steinischen kannten und öfters ins Haus kamen, hatten sie sehr lieb; aber es fehlte auch an Feinden nicht. Einige waren ihnen feind aus Neid, wie z. B. der griechgrämige Müller in der Schlucht. Dem wollte gar nichts recht vorwärts gehen. Der Schluchtmüller war eben meistens im Wirthshaus zum Adler oder beim Brünnel im Wald, eine Stunde weit abwärts. Die Wirthschaft überließ er ganz seiner Tochter; die war aber ein leichtsinniges Ding und kümmerte sich um nichts. Die Müllerburschen waren, wenn der Meister weg war, ganz sicher, spielten Karten und zechten, und die Kunden wurden immer weniger.

Der größte Feind der Stein'schen war aber der Adlerwirth. Der Alte hatte ihm niemals viel zu verdienen gegeben, und der Junge war seit seiner Hochzeit noch mit keinem Fuß wieder im Wirthshaus gewesen. Die Müllerburschen durften auch nicht ins Wirthshaus gehen, die junge Frau litt es durchaus nicht, und deshalb war er ganz zornig auf sie. Seine Annemore hegte ihn dazu nur noch mehr auf; sie hatte sich immer Hoffnung gemacht, der junge schmutze Müller möchte sie heirathen. Sie war also der jungen Frau aufs ärgste feind, und hätte um jeden Preis gern ihr Glück zerstört. Das Glück der jungen Leute wurde aber noch größer, als sie noch einen Zuwachs in der Familie bekamen durch die kleine Barbara, die ihrer Mutter so ähnlich sah, wie wenn sie ihr aus den Augen geschnitten wäre. Hans lebte glücklich und zufrieden; die alte Neigung zum Trunk war bei ihm fast gänzlich erstorben, und er war am allerliebsten zu Haus bei den Seinigen. Dofters am Sonntag kamen ein Paar brave Männer zusammen, der alte Plagschmied der auch nicht mehr ins Wirthshaus ging, dann und wann der alte Herr Leh-

rev, und öfters der neue Kaufmann aus dem Herrſchaftsort, der auch ſeine junge Frau mitbrachte; da redeten ſie mit einander über Verſchiedenes und tranken ein Gläschen Bier, bis Zeit zum Heimgehen war. — Die alten Kameraden vom Hans kamen nicht, als bloß ein einziges Mal; da ſie aber ſahen, daß ſie nicht willkommenen Gäſte waren, und daß ſie Hans im Trocknen ließ, ſo ließen ſie ihn fortan in Ruhe.

Spät Abends an einem Mittwoch ſaß die ganze liederliche Sippschaft in dem Alderwirthshaus beiſammen. Georg, der Wagnergeſell, Philipp, der Forſtjäger, der Krämer, oder was er ſonſt war, denn das wußte Niemand recht zu ſagen, und der Schluchtmüller. Sie tranken wie gewöhnlich recht fleißig und raiſonnirten über Alles in der Welt. Die Wirthstochter ſaß in der Ecke und ſtrickte an ihrem Strumpf. Sie hatte eine große Freude an dem Geſchwätz der leichtſinnigen Säufer, und der Vater ſchickte ſie auch nicht fort, vielleicht weil er glaubte, daß an ihr nichts mehr zu verderben ſei. Wenn man liebt oder wen man haßt, an den denkt man gern, und von dem redet man gern, das iſt ein Sprüchlein das ſich oft bewährt hat, und auch dazumal; bald redeten dieſe ſaubereren Brüder vom Hans und ſeiner Wirthſchaft, und du kamſt eine Weile zuhören, wie ſie ſprechen. Es iſt freilich nicht gar erbanlich zu hören, wie ſolche Wirthshausraben krächzen, und ich laß dich auch deßhalb nicht lange zuhören, nur ſo viel als Noth thut. Alſo hör zu:

Der Forſtjäger. „Brüder, mir iſt es ſehr leid, daß der Hans uns aus dem Garu gewiſcht iſt. Das war ein fideles Burſch; er hat immer ſchöne Stücklein zu erzählen gewußt, und wo immer ein luſtiger Streich geſchehen iſt, da hat der Hans die Hand im Spiel gehabt.“

Der Wagnergeſell. „Und was noch mehr werth iſt, er hat immer einen geſpickten Ventel gehabt, der nie leer geworden iſt.“

Der Krämer. „Ja, wenn nur der fidele Hans wieder hier ſitzen mücht am grünen Tiſch, und mücht wieder rufen: Brüder, da ſind Schimmel genug, wenn er den Saak umgedreht hat, und die Silberſtück am Tiſch gevollt ſind.“

Der Forſtjäger. „Und eine Stimme hat er wie eine Nachtigall, und unfere Lieder ſind auch ganz quitt; mein Baß hat jetzt Zeit zum Ausruhen.“

Der Wagnergeſell. „Mit unferrn Kartenspiel iſt die zwei Jahr her auch nichts mehr, denn wir bezahlen keiner, und ſonſt haben wir um dem Hans ſein Geld geſpielt. Den hab ich manchmal gerupft, daß er wie ein Spatz ausgeſchaut hat, der aus dem Ei gekrochen iſt.“

Der Forſtjäger. „Ich mücht aber doch wiſſen, was dem närrischen Hans durch den Schädel gefahren iſt, daß er ſich gar kein einziges Mal ſehen läßt.“

Die Wirthstochter. „Wer denn anders als die ſtolze Frau Müllerin, die gar nicht mehr vor Stolz weiß, was ſie anfangen ſoll. Das Wirthshaus iſt ihr zu gemein, und der Herr Müller ſoll ein Stubenhocker ſein, und das Haus hüten.“

Der Forſtjäger. „Ja, ja dieſe Beſchwefter! Haſt recht More, die ſteckt hinter dem Buſch. Ich bin ein einziges Mal hingekommen, da hat ſie mich angeſchaut, wie wenn ſie mich vergiften wollt, und hat den Hans gar nicht rufen wollen. Ich bin ſein alter Schultamerad, und hab ſo manchen Plutzer mit ihm ausgeſtochen. Mir das Haus gleichſam vor der Naſe zuzuschließen! Wirth, hol ein Glas Branntwein, daß ich die Gall vertrit.“

Der Wagnergeſell. „Die Theres iſt ein braves

Weib ſonſt. Wann ich jemals heirathen thät, ich nähm nur eine ſolche, wann ich ſie finde.“

Die Wirthstochter. „Da mücht ich doch wiſſen Georg, was du an der ſtolzen Gretel finden magſt. Iſt ſie doch ſtolz und unleidlich, und kommandirt den armen Hans wie ein Corporal. Ich hab ſogar gehört, daß ſie ihn ohrſeigt.“

Der Krämer. „Dummheiten. Der wird ſich ohrſeigen laſſen. Da ſoll ſie ſchon einen andern auſuchen. Die Theres iſt ganz gewiß ein rechtſchaffenes Weib, es gibt ihr Federnann das Zeugniß, und wenn ſie dem Hans mehr Freiheit ließ, ſo wär gar nichts an ihr auſzustellen. Ja der Hans muß wieder kommen.“

Alle. „Ja, der Hans muß wieder kommen.“

Der Wagnergeſell. „Er ſoll uns nicht mehr wie Taugenichteſe auſchauen oder verachten.“

Der Forſtjäger. „Er ſoll wieder za h l e n.“

Der Krämer. „Wie werden wir's abhandeln? Weißt du was Philipp, du mücht das Meißterſtück auf dich nehmen. Du biſt ein Tauſendkünſtler, und ſolche Stücke ſind Waſſer auf deine Mühle. Wann du es durchſeigt, ſo verſchaff ich dir drei Pfund ſeines Schießpulver drüben von der Grenze her.“

Der Wagnergeſell. „Philipp, zeig daß du Haare auf den Zähnen haſt und nicht umſonſt einen ſo erſchrecklichen Schnurrbart trägt.“

Die Wirthstochter. „Ja, ja Georg, du haſt recht, der Herr Philipp iſt ganz der rechte Mann dazu; der Hans kommt wieder, und das ſtolze Ding drüben ſoll vor Gall berſten.“

Der Schluchtmüller. „Ich zahl ein Faß Bier wenns gelingt, und das trinken wir zuſammen aus.“

Der Wirth. „Ich geb gleich eine große Flaſche Breslauer her auf die Rechnung.“

Der Forſtjäger. „Aber ſo ſchreit doch nicht Alle wie in einem jüdiſchen Tandelmarkt, es tanzt mir ja ſchon ſchier der Kopf im Kreiſe herum. Der Hans ſoll kommen und ich krieg ihn her.“

Der Schluchtmüller. „Suchhe! jetzt jeder noch einen Schluck; es iſt ſpät genug; wir müſſen nach Hauſe, ſonſt kräht der Hahn, bevor wir uns in's Bett legen.“

Der Wagnergeſell. „Auf Hans ſeine Geſundheit. Suchhe!“

Der Forſtjäger. „Wivat. Unſer alter Kamerad!“

Darauf ſtanden alle auf, der Jägerburſch knöpfte ſeinen Rock hoch zu, warf ſeine Büchſe auf den Arm und ſang, daß man es noch eine Zeit lang aus dem Dickicht hörte:

Im Wald und auf der Haide
Da hab ich meine Freude,
Ich bin ein Jägermann.

Die andern tranken noch die Gläſer rein aus und gingen auseinander, der Wagnergeſell ſtolperte nach Hauſe und träumte auf dem ganzen Weg:

„Der Hans muß kommen, der Hans muß kommen, ſonſt ſchlag ich ihm den Schädel ein.“

(Fortſetzung folgt.)

Kirchliche Nachrichten.

Herr Paſtor Karl Oppen in Green-Bay, Wis., ſchreibt in einem engliſchen Blatt, das in jener Gegend erſcheint, unter anderm folgendes, das wir in deutſcher Ueberſetzung mittheilen.

„In Wiſconſin, Michigan, Minneſota und Dakota gibt es kein lutheriſches Waiſenhaus außer einem

ſchwediſchen in Waſa, Minn. Als ich nun in den letzten Tagen des Dezembers die Verſorgung von fünf armen Kindern aus meiner Gemeinde auf mich nehmen mußte, habe ich am 24. Dezember das „Nordweſtliche Waiſen-Aſyl“ gegründet und dem Dienſt der Kirche übergeben. Mitte Januar ſind noch drei Kleine aus Little Suamico, Dconto Co., deren Vater ſchon vor einigen Jahren geſtorben war, und die nun am letzten Tag des Jahres auch ihre Mutter verloren hatten, in das Waiſenhaus aufgenommen worden. Sie haben ihr ganzes Vermögen, beſtehend aus einem Auzug und fünf Dollar baar, mitgebracht.

Es iſt nun meine Abſicht, Waiſen aller Confeſſionen, Nationalitäten oder Raſſen, falls ſie nicht auf Hilfe ſeitens ſchon beſtehender Waiſenhäuser Anſpruch haben, eine Heimath zu bieten, und ich werde mich erſtlich bemühen, ihnen die verlorenen Eltern ſo viel wie möglich zu erſetzen. Doch werde ich mich nicht beſchränken auf Kinder, die beide Eltern verloren haben, ſondern, wo es noth thut auch ſolchen helfen, die Vater oder Mutter verloren haben. Die Erfahrung hat gezeigt, daß ſolche zuweilen noch ſchlimmer daran ſind als ſolche, die, beider Eltern beraubt, leicht Hilfe finden.

Für die geiſtliche Beaufſichtigung des Werkes, das ich ſo in Angriff genommen habe, habe ich mir die Hilfe des Herrn Paſtor Johannes Bading, Präſes der ev.-luth. Synode von Wiſconſin u. a. St., erbeten, der im Nothfall ſeine Functionen dem Diſtrictviſitor, Herrn Paſtor C. Rök von Morrison, Brown Co., übertragen wird.“

Den beigefügten Bemerkungen des Redacteurs jener Zeitung entziehen wir noch folgendes.

In der Anſtalt ſind gegenwärtig acht Kinder im Alter von zwei bis dreizehn Jahren; vier weitere werden demnächst aus Columbus, Wis., dazu kommen. Die Kinder haben bequemes Obdach, ſind reinlich und gut gekleidet und man ſieht es ihnen an, daß ſie unter der Obhut der Matrone, Frau Wohlſeil, gut verſorgt und mit ihrer Verſorgung wohl zufrieden ſind. Sie beſuchen die lutheriſche Gemeinſchule, wo ſie mit den übrigen Kindern zuſammen unterrichtet werden.

Wir wünſchen Herrn Paſtor Oppen für dieſes ſchöne Chriſtenwerk Gottes reichen Segen und treuen Schutz, dazu auch die Theilnahme recht vieler Freunde, die ihn, beſonders wenn nun, wie ſich erwarten läßt, die Zahl ſeiner Pſieglinge zunehmen wird, kräftig unterſtützen. G.

Von der Zunahme des Selteneſens in Deutschland zeigt die veröffentlichte Statiſtik des Bundes der Baptiſten. Derſelbe umfaßt bereits 134 Gemeinden mit 26,656 Gliedern, 1497 Stationen und 13,800 Sonntagſchülern. Auch ein Predigerſeminar iſt gegründet. Die lutheriſchen Freikirchen dagegen haben es noch immer nicht zu einem Seminar bringen können, ja ſcheinen, ſtatt ſich näher zu kommen, ſich immer weiter zu ſpalten. So ſoll ſich Paſtor Hein in Wiesbaden von der „miſſouriſchen“ Synode von Sachſen neuerdings losgeſagt haben. E.

Viel macht in Deutschland noch immer „die Zundhetze“ von ſich reden. Worin beſteht ſie denn aber eigentlich? In der Thatſache, daß eine Anzahl Chriſten oder auch je nach Gelegenheit moderne Ungläubige eine Verſammlung halten und gegen den wachſenden Einfluß des Judenthums in der Preſſe, in der Literatur, in der Geſetzgebung und in der Regierung proteſtiren. Wenn dagegen die Lutheraner an der Ausübung ihres Glaubens gehindert werden oder ſterbende Katholiken keinen

seelsorgerlichen Beistand haben können, weil ihr Pfarrer nicht vom Staate anerkannt ist, steht der Jude gewiß dahinter und hegt im Namen des Fortschrittes und des Culturkampfes. Wir erwarten von der Antisemitensbewegung auch keinen dauernden Segen, einfach darum nicht, weil sie nicht aus einer rechten Erkenntnis der Sünden des deutschen Volkes und des einzigen Heilmittels dagegen, welches ist das Wort Gottes, hervorgegangen ist. Aber die Juden sollten sich doch nicht beklagen. Haben sie das unwissende Volk jahrelang gegen Throne und Altäre gehetzt, und sich unterdessen die Taschen gefüllt, so mügen sie es nun auch hinnehmen, wenn dem Volk eine dämmende Ahnung davon aufsteigt, daß es betrogen ist, und wenn es sich nun gegen die Auszugaung durch seine Dränger und Treiber wendet. Wer Wind säet, wird Sturm ernten! E.

In Dänemark soll ein neues Schulgesetz ausgearbeitet werden. Die Radikalen wollen bei dieser Gelegenheit den Religionsunterricht, die geistliche Schulaufsicht und den Schulzwang beseitigen. Wir sehen nicht ein, wie man sich auf die Länge der Gewährung dieser Forderung wird entziehen können. Denn nachdem einmal die modernen Staaten factisch nicht mehr christlich sind und auch durch alle Gesetzgeberei nicht christlich gemacht werden können, und nachdem man die Schulen für Staatsanstalten erklärt hat, so läßt sich wirklich nicht begreifen, wie man noch fordern kann, daß in den Schulen Religion gelehrt werde. Beharrt man aber, wie in Preußen, bei diesem Plane, so wird man sehr bald neben der Kirchenreligion auch noch eine Staatsreligion haben, und es ist dann Gefahr, daß die Kinder sich von beiden abwenden. Freuen aber muß es uns, daß die dänischen Radikalen wenigstens auch den „Schulzwang“ im Interesse der persönlichen Freiheit beseitigt wissen wollen. Denn das ist sonst einer von den modernen Abgöttern des Liberalismus, gegen den man nicht viel sagen darf, wenn man sich nicht verhasst machen will. Und doch läßt er sich weder theologisch, noch politisch, noch vom Standpunkte der Socialwissenschaft oder gar auf dem Boden der Erfahrung rechtfertigen. E.

Büchertisch.

Der Gnadenwahllehrestreit, das ist, einfacher, bewährter Rath für gottselige Christen, welche gern wissen möchten, wer in dem jetzigen Gnadenwahllehrestreit lutherisch und wer unlutherisch lehre. — Veröffentlicht von C. F. W. Walther. St. Louis, Mo. 1881. — Preis 10 Cts.

Ueber den Spruch St. Pauli: Prüfet alles und das Gute behaltet, 1. Theß. 5, schreibt Doctor Luther: „Siehe, hie will er keine Lehre noch Satz gehalten haben, es werde denn von der Gemeinde, die es hört, geprüft und für gut erkannt. Denn dies Prüfen geht ja nicht die Lehrer an, sondern die Lehrer müssen zuvor sagen, das man prüfen sollt. Also ist auch hie das Urtheil den Lehrern genommen und den Schülern gegeben unter den Christen, daß es unter den Christen ganz und gar ein ander Ding ist, denn mit der Welt. In der Welt gebieten die Herren was sie wollen, und die Untertanen nehmens auf. Aber unter euch, spricht Christus, solls nicht also sein, sondern unter den Christen ist ein jeglicher des andern Richter und wiederum auch dem andern unterworfen.“

Nun, der Spruch: „Prüfet alles und das Gute behaltet,“ gilt heute noch den Christenleuten ebenso wie

vor 300 und wie vor 1800 Jahren, trotz dem Papst, der den Christen ihr Recht und ihre Pflicht abgesprochen hat. Wenn deshalb unsere lutherischen Christen irgend eine Lehre vortragen hören, so sollen sie dieselbe prüfen, sollen zusehen, ob dieselbe mit der heiligen Schrift und dem Bekenntnisse unserer Kirche stimme. Dies gilt aber noch ganz besonders, wo ein Lehrstück von verschiedenen Lehrern in der Kirche verschieden vorgetragen wird. Da sollen unsere Christen nicht fragen nach den Personen, welche die eine oder andere Lehre führen, sondern sie sollen prüfen, welche Lehre mit Gottes Wort und dem lutherischen Bekenntnis stimmt, und die sollen sie als das Gute behalten.

Zur Anstellung einer solchen Prüfung nach unserm Bekenntnis bietet nun in Betreff der Lehre von der Gnadenwahl der vorliegende Tractat eine vortreffliche Anleitung, und es sei derselbe dem lutherischen Christenwohl hiermit aufs beste empfohlen.

Die Harfe. Sammlung ausgewählter religiöser Gesänge mit und ohne Begleitung der Orgel für gemischte kirchliche Sing-Chöre. Gesammelt von Julius Schaaf. Preis: 25 Cents.

Das uns vorliegende Heft dieser Sammlung enthält Gesänge dem Kirchenjahre nach geordnet und zwar für die Zeit von Advent bis Ostern.

Die Auswahl ist eine durchaus gediegene, sowohl in Hinsicht der Charakteristik der einzelnen Gesänge wie der leichten Ausführbarkeit wegen.

Die Compositionen sind streng kirchlich und unterscheiden sich vortheilhaft von den gewöhnlichen saden Nachwerken unserer Zeit. Allen unsern Lehrern und Dirigenten von Chören sei das Heft bestens empfohlen.

Tempelklänge. Eine Sammlung vierstimmiger Gesänge für kirchliche Sing-Chöre. Gesammelt von J. C. Haas. Preis: 25 Cents.

Herr Haas zeigt auch in dieser Sammlung wiederum einen guten Geschmack für würdigen christlichen Chorgesang. Die einzelnen Gesänge, die auch von weniger geschulten Chören geleistet werden können, bieten viel Mannigfaltigkeit, indem Solis, Duette und volle Chöre mit einander wechseln. Die Compositionen werden weder ermüdend noch bloß unterhaltend auf die Zuhörer wirken, sondern sind ganz darnach angethan wirklich zu erbauen.

Allen Leitern von Chören ist auch dieses Heft als eine gewiß willkommene Gabe empfohlen.

Beide Hefte sind zu beziehen von dem Verlags-Hause: Schäfer und Konradi, Philadelphia, Pa. K.

Quittungen.

Für das Gemeindeblatt: Jahrgang XV: Herr Pastor P. Lange, 8. XV, XVI: Pastor D. Hoyer, (von Lesern in West St. Paul) 12.60.

Jahrg. XVI: Herr Pastor Günther, 15. Heink, 55 Cents. H. Pieber, 1.10.

Eh. Jäkel.

Für das Seminar: P. Gausewitz, Weihnachts-Coll. \$4.

Für Schuldentilgung: P. Dowidat, aus der Pfarochie des P. C. Mayerhoff (Fortsetzung). Gezeichnet sind \$954, davon in Baar \$439.50): Horlannus \$10; P. Seidemann, P. Häuser, Carl Martin, W. Frankenberg, W. Trott, Jac. Gilbert,

G. Biederbeck, G. Marten, je \$5; Reil \$2; erste Zahlung: G. Heider, Frau O. Fischer, je \$1; Ad. Auler, Frau Münich, F. Seidemann, je \$1; J. Bauthin, F. Ebert, Wittwe N. N., C. Freuck, je 50 Cents. Summa \$59. J. Pastian hat zwei Tage gefahren. — P. Adelberg, von R. Derwitz \$5. R. Adelberg.

Für die Synodal-Casse: P. Dejung, Coll. \$2.50; Synodalberichte, 50 Cents. — P. Thuvow, Neujahrs-Coll. \$7.64.

Für die Wittwen-Casse: P. Conrad, Coll. von der St. Jacobi-Gen. \$3; von seiner St. Joh. Gen. \$2.50; von seiner St. Petri-Gen. \$3; von seiner Zions-Gen. \$2.50. Von Mutter Kanzenbach 50 Cents. Von Vater Conrad \$5. P. Häse, pers. Beitrag \$3. P. Pröhl, pers. Beitrag \$4. J. Bading.

Seminar-Haushalt: Von Herrn Christgau sen. in Caledonia: 1 Sack Mehl. C. Rog.

Seit der letzten Quittung im Gemeindeblatt sind bei Unterzeichnetem folgende Gelder für die Synodalkasse der ev.-luth. Synode von Minnesota eingegangen:

Von den Gemeinden der Pastoren: M. H. Duehl selbst und seiner Gemeinde zu Woodbury, Weihnachts-Coll. \$6; für Berichte \$1.20; J. Siegrist \$6; G. P. Albrecht \$7.50; für Berichte \$2.50; J. Rogler \$8; C. Alpers Salemgen. \$8.50; Johannsgem. Webster \$4.25; M. Tirmenstein \$10.50; für Berichte \$5.55; G. Kittel, Gem. Charlestown \$2.

Für arme Studenten: P. M. Tirmenstein's Gem. \$6.53, \$10.65; \$4.48.

Für Reisprediger: P. M. H. Duehl's Gem. \$4.50.

Für die Waisenanstalt zu Addison: P. M. H. Duehl's Gem. Christenlehr-Coll. \$2.05.

Für die Taubstummenanstalt zu Morris: P. M. Tirmenstein's Gem. \$27.80. G. P. Albrecht's Gem. \$1.

Für die Regere Mission: P. G. P. Albrecht's Gem. \$3.50; M. Tirmenstein's Gem. \$16.50; J. Rogler's Gem. \$2; G. Kittel's Gem. auf Fr. Busse's Hochzeit \$2.94.

Für das Seminar der ehrw. Synode von Wisconsin zu Milwaukee: P. G. P. Albrecht's Gem. \$7.50. A. Paar.

Schatzmeister der ev.-luth. Synode von Minn. St. Paul, den 1. März 1881.

Schulbücher.

Im „Nordwestlichen Bäckerverlag“ sind erschienen folgende Schulbücher, die in unserer Synodallbuchhandlung zu den beigezeichneten Preisen zu haben sind.

A First Course

in

Composition and Grammar.

By A. L. Graebner.

Preis: einzeln 50 Cents, das Duzend \$5.00.

Amerikanisch-Deutsche Bibel.

Herausgegeben von der Lehrercouferenz der ev.-luth. Synode von Wisconsin.

Preis: einzeln 25 Cents, das Duzend \$2.40.

F. Werner, Agent,
436 Broadway, Milwaukee.